

Stammliches Schönheitsempfinden

Von Peter Schneider

Unsere Zeitschrift heißt „Frankenland“, und dem erdkundlichen Begriff dieses Titels legen wir Franken selbst und legen auch andere Leute gerne das schmückende Beiwort „schön“ zu. „Unser schönes Frankenland“! Da nun die Umwelt nach allgemeiner Ansicht abfärbt, möchte man fragen, ob denn dieses schöne Frankenland auch auf seine Bewohner entsprechend einwirkt; nicht als ob es sie selbst zu körperlich schönen Menschen machte, sondern als ob die schöne Landschaft sie zu Menschen erzöge, die wirkliches Schönheitsempfinden besitzen. Wie steht es mit dem Schönheitsempfinden, wie steht es mit dem Kunstgefühl der Franken? Es wird sich rasch zeigen, daß eine Betrachtung hierüber nicht in Ästhetik schwelgen kann, sondern daß sie ihr Augenmerk auf sehr gegenständliche Dinge richten muß. Das Kunstgefühl wird aus sehr verschiedenartigen Quellen gespeist. Blut und Boden, Schicksale, aber auch banale Alltagsorgen formen miteinander das Schönheitsempfinden und das künstlerische Urteil des Volkes.

Da sich der künstlerische Trieb bei den Völkern der Erde verschiedenartig und verschieden stark äußert, messen wir herkömmlich der völkischen, in zweiter Linie der stammlichen Zugehörigkeit den entscheidenden Einfluß zu. Wir vergleichen die Griechen und Römer miteinander und sagen: Jene waren kunstbegabter als diese. Wir sprechen den deutschen Stämmen eine verschieden starke oder wenigstens verschieden ausgerichtete Kunstbegabung zu. Den bairisch-österreichischen Stamm hat man schon den „musischen“ genannt. Man denkt hier vor allem an seine musikalische Begabung — musisch und Musik sind ja auch des gleichen Wortstamms —; doch denkt man auch an seine Schöpfungen auf dem Gebiet der bildenden Künste. Allerdings glaubte seinerzeit Franz Dürnwächter, Professor zu Bamberg, in der Begabung für die bildende Kunst den Schwaben eine noch bessere Note als den Baiern erteilen zu müssen. Man nimmt auch gerne an, daß die deutschen Stämme ihr starkes oder verschieden geartetes Schönheitsempfinden sozusagen schon fix und fertig mit sich brachten, als sie in ihre heutige Heimat einzogen. In einem Lesebuch las ich vor vielen Jahren, daß die Markomannen-Bajuwaren bei ihrem Einzug in das heutige Altbayern das Kunstgefühl, das ihre jetzt lebenden Nachkommen besitzen, schon mit sich brachten. Es dürfte sehr schwer sein, dies zu beweisen, und ich habe mich schon vor Jahren gegen diese Auffassung gewandt. Die Entwicklung dieser Dinge wird so verlaufen sein: Es ist möglich, daß auf Grund bestimmter Auslesevorgänge das künstlerische Empfinden der deutschen Altstämme zu einem gleichen Zeitpunkt,

sagen wir: im Jahre 600 unserer Zeitrechnung bereits nicht mehr völlig gleich war und daß sich in diesem oder jenem Stamm eine stärkere Neigung zum Musischen ankündigte. Aber es bedurfte noch jahrhundertelanger weiterer Auslesevorgänge, weiterer Blutmischungen, weiterer Schicksale, weiterer Umweltseinflüsse, weiterer Druckgefälle von außen her, bis etwa das spätmittelalterliche oder gar das heutige Bild entstand. Über alle diese Einflüsse ist noch lange nicht das letzte Wort gesprochen; die einseitige Auffassung einer noch nicht weit zurückliegenden Zeit hat leider so gewirkt, wie wenn ich mit einem Stock in dem Boden eines Quelltopfes herumrühre. Der klare Spiegel der ruhigen, besonnenen Forschung wurde getrübt; eine Lehmflut — sie ging damals unter dem Namen „Rasse“ — strömte aus dem Quelltopf den Bach hinunter und hinaus ins Land.

Indem ich mich als Franke respektvoll vor den Kunstleistungen der Nachbarstämme verbeuge, betone ich zugleich, daß ich diese Kunstleistungen zwar kenne, aber gleichsam nur von außen und mit Abstand kenne. Ebenso wie ein Mundartdichter nur in seiner Heimatsprache wirklich dichten kann, wenn er auch die Grammatik aller anderen Mundarten durchschaut, ebenso wird auch der Heimatforscher nur die Kunstübung völlig verstehen, in der er aufgewachsen ist. So erfühle ich nur das fränkische Schönheitsempfinden völlig; das Kunstgefühl der anderen Stämme kann ich nur nachfühlen. In der Folge will ich daher von dem ländlichen Schönheitsempfinden der Franken sprechen; dabei wird es freilich so sein, daß manches auch für Nachbarstämme gilt. Es handelt sich ja um deutsche Stämme!

Hier ist nun zweierlei vorauszuschicken. Erstens: die geistige und künstlerische Spannweite des fränkischen Großstammes — meine Leser wissen alle, was das ist — diese Spannweite also ist groß, um nicht zu sagen sehr groß. Sie umfaßt im Guten wie im Bösen das jeweils Äußerste. Daher muß man in Großfranken auf dem Gebiete der Kunst mit Realismus ebenso rechnen wie mit Phantastik. Meine Leser kennen die bekannten großen Gegenbeispiele. Zweitens: schon auf Grund dieser Spannweite ist je nach der Landschaft und ihren Schicksalen mit Dürftigkeit oder Kitsch ebenso zu rechnen wie mit Reichtum und gutem Geschmack. Unweit von Haßfurt lebte zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein dichtendes und tonsetzendes Gänsemädchen, die „Drückerin“, mit einer offenkundigen Ausnahmebegabung; und nicht allzu fern davon befindet sich eine kleinstädtische Gemeinde, von der ein kundiger Lehrer versicherte, daß kein Schüler den Ton „a“ hören und rein singen könne. Unweit von Grafenrheinfeld, dem „Dorf des Rokoko“, findet man vielleicht Gemeinden mit völlig verkitschter Umgebung der Dorfkirche.

Da wird mir nun sogleich mancher Baier, mancher Franke, mancher

Schwabe sagen: „Daran ist jeweils einzig und allein — der Pfarrer schuld.“ Gewiß, wir berühren damit einen wunden Punkt der ländlichen Heimatpflege. Aber: es gibt Gemeinden in — Franken, in denen ein Pfarrer seinen Pfarrkindern ruhig den Kitsch bieten könnte; sie nehmen ihn hin, weil es mit ihrem eigenem Schönheitsempfinden aus irgend einem Grunde hapert. In mancher Gemeinde wird sich auch ein kunstsinniger Pfarrer hüten müssen, gegen den Kitsch seines Gotteshauses und seines Kirchhofs einzuschreiten. Der Kitsch war schon vor seinem feierlichen Einzug da.

Ich will versuchen, die Ursachen aufzuzeigen. — Die Franken sind gewiß in anderen Gegenden, aber nicht in Ostfranken volksmäßig eingerückt. Sie haben vom 6. Jahrhundert an ein Gebiet, in dem sich noch Trümmer vorfränkischer Volksteile fanden und in das so manches Nichtfränkische einsickerte, als Kolonisten durchsiedelt. Diese Kolonisten kamen nachweisbar aus verschiedenen Gegenden des fränkischen Raumes. In der fränkischen Zeit erfolgte sodann längs der Südostgrenze der heutigen Regierungsbezirke Mittel- und Oberfranken eine Besiedelung oder wenigstens Mitbesiedelung aus dem bairisch-oberpfälzischen Raum heraus: im Unterstift von Eichstätt, an der Pegnitz, an der oberen Thüringer Saale. Daher kann bei den Bewohnern Ostfrankens von einer völlig einheitlichen Kunstbegabung, einem völlig einheitlich ausgerichteten Schönheitsempfinden kaum die Rede sein. Dieses — wenn ich das Bild gebrauchen darf — dieses Mosaik der Bevölkerung in der Merowingerzeit muß noch lange nachgewirkt haben; auch kamen in der Karolingerzeit noch verstreute Einsiedlungen kriegsgefangener Wenden, zwangsversiedelter Sachsen hinzu. So kommt es, daß sich z. B. in der Mundart Frankens heute noch an manchen Stellen ganz auffallende Unterschiede auf engstem Raum zeigen, die ich nur auf Grund der geschilderten Voraussetzungen erklären kann. Man darf annehmen, daß noch heute das Nebeneinander von kunstbegabten und von nichtmusischen Bewohnern, von Kitsch und von wahrer Kunst, wenigstens stellenweise auf die Art der fränkischen Landnahme zurückgeht.

Aber auch abgesehen von vorfränkischen Volkstrümmern, von gewissen Einsickerungen und von Randvermischungen kann die Art der fränkischen Landnahme an sich die Kunst nicht übermäßig gefördert haben. Die Aufgaben von Kolonistenvölkern haben mit Kunst nichts zu tun. Ganz andere Sorgen stehen bei ihnen im Vordergrund. Zudem hatte die Landnahme der Franken selbstverständlich einen stark militärischen Beigeschmack. Die Grenzlage Frankens machte die Gründung eines fränkisch-thüringischen Grenzherzogtums, machte die Anlage mehrerer Kastelle notwendig; wir kennen

